Feuilleton.

Werner Lohsens Jugend.

Roman von Emil Kaiser.

(Fortsetzung.)

Empört trat die schöne Frau zurück. Was geht das dich an? rief sie hart.

Es trat eine lange Pause in dem Gespräch ein. Werner fürchtete, mit jedem weitern Wort die Gekränkte noch mehr aufzubringen, und Hulda rang mühsam nach Fassung, um nicht zu verrathen, daß sie wirklich an der verwundbarsten Stelle getroffen sei. Endlich ließ sie sich auf dem Diwan nieder und bedeutete dem Jüngling, sich an ihre Seite zu setzen.

Wie in frühern guten Tagen faßte sie seine Hand. Das war häßlich von dir, sagte sie mehr betrübt als vorwurfsvoll. Wenn du so etwas sagen kannst, was habe ich erst von andern zu erwarten? — Werner wollte um Verzeihung bitten, aber sie ließ ihn noch nicht zu Worte kommen. — Du hast ja recht, daß er jetzt zu viel hierher kommt, aber er ist der einzige, der mich in geschäftlichen Dingen berathen kann. Er ist immer sehr gut unterrichtet durch seinen Vater, der ist ja der bekannte Bankier. Und du glaubst nicht, wie nöthig ich das jetzt habe, es ist nicht so einfach, ein solches Vermögen zu verwalten, und ich bin meinem Manne schuldig, daß ich alle Kraft daran setze, nachdem er auf meinen Antrag entmündigt worden ist.

Ach, wenn ich dir doch nur etwas behülflich sein könnte, sagte Werner treuherzig.

Sie sah ihn dankbar an. Ja, du, wenn du das könntest, du würdest es thun, und ich kann dir sagen, das wäre mir lieber, als daß ich auf Doktor Opladen angewiesen bin. Er ist mir jetzt viel werth, aber ich achte ihn nicht, und ich möchte dich bitten, dich mit ihm nicht zuviel einzulassen.

Aber du hast mir doch selbst gerathen, seine Bekanntschaft zu suchen, konnte Werner sich nicht enthalten einzuwerfen.

Das war einmal, erklärte Hulda, ihre Hand zurückziehend. Du hast von ihm gelernt, was für dich bei ihm zu lernen war. Wenn du jetzt gezwungen bist, allein zu hausen, so glaube ich, es ist besser, du schließt dich deinen gleichaltrigen Mitschülern an. Du wirst jetzt nicht mehr durch Ungeschick ihre Kritik herausfordern, und du wirst dich auch ganz sicher bei ihnen bald heimisch fühlen.

Heimisch fühle ich mich nur hier, sagte Werner leise.

Das sollst du auch weiter, tröstete sie wieder. Du kommst, wenn du etwas auf dem Herzen hast, oder wenn es dich herzieht. Wir bleiben gute Freunde. —

Werner machte von der Erlaubniß Huldas, sie in seinen kleinen Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen, ausgiebigen Gebrauch. Es verging fast kein Tag, wo er nicht wenigstens für einige Augenblicke zu ihr gekommen wäre, er erwies ihr dabei gern eine kleine Aufmerksamkeit, brachte eine hübsche Blume oder eine leckere Frucht mit, aber sie mußte sich dafür auch von jedem Schritt, den er gethan hatte oder zu thun vorhatte, einen Bericht gefallen lassen. Da das Studium ihm selten lange Zeit ließ, so belästigten diese Besuche Hulda wenig, ja, in der Abgeschlossenheit, in der sie jetzt lebte, wurden sie ihr eine willkommene Abwechslung, sie würde es bald schmerzlich entbehrt haben, wenn ihr großer Junge, wie sie ihn jetzt nannte, einmal ein paar Tage ausgeblieben wäre.

Eines Tages hatte Werner eine Zeugenvorladung erhalten in einer Strafsache gegen den Gärtner Tiel, er brachte sie mit zu Hulda und erzählte ihr von dem Streit, der zwischen Tiel und seinem Stammtischgenossen ausgebrochen sei. Jetzt war der rohe Patron von den Nachbarn wegen Mißhandlung seiner Frau angezeigt worden. Freilich, du bist so gut unterrichtet über das, was dem Manne zur Last gelegt wird.

Werner erklärte, daß er das bei seiner Vernehmung durch den Polizeikommissär erfahren habe.

Du schreibst also der Tochter nicht mehr? fragte Hulda, und als er verneinte, fuhr sie voller Befriedigung fort: Das war sehr vernünftig. Solche Verbindungen könnten dir einmal sehr schaden. Das Mädchen hat dich natürlich auch jetzt ruhig fahren lassen, wie? Hat vielleicht schon einen andern?

Ich glaube nicht, sagte Werner erröthend. Es war nur die halbe Wahrheit, denn er wußte, daß es nicht so war. Jeden Monat erhielt er einen Brief von Toni, worin sie ihm über allerlei Vorkommnisse in Bickenhoven, insbesondere auch über den Kaplan, bei dem sie jetzt viel war, Bericht erstattete. Es lag durchaus nichts Aufdringliches in diesen Briefen, irgendwelche zärtliche Wendungen fehlten ganz, aber es sprach daraus die beruhigte Zuneigung einer Schwester, die es selbstverständlich findet, daß auch ihre kleinen Anliegen bei dem Bruder eine gute Stätte finden. Und in der That las Werner diese Briefe noch immer gern. Das Mädchen hatte eine so schlichte und doch anschauliche Art zu erzählen und wußte oft so treffende Bemerkungen über Menschen und Dinge zu machen, daß es Werner manchmal auffiel. Freilich blieb ihr Kreis immer beschränkt. Er war über sie hinaus gewachsen, das blieb ihm doch klar, und eine Annäherung konnten auch die Briefe nicht mehr zustande bringen. —

Als am Tage der Gerichtsverhandlung Werner in den Saal gerufen wurde, befand er sich in einem Zustand der Befangenheit, der die meisten Menschen ergreift, die zum ersten Male vor Gericht erscheinen. Er sah Tiel nicht, der auf der Anklagebank gleich links am Eingang saß, nur Frau Tiel und Toni erkannte er in der ersten Reihe der Zeugen. Er wandte sich aber sofort dem Gerichtstisch zu und verbeugte sich. Der Vorsitzende las seinen Stand und Namen ab. Werner bestätigte diese Angaben, aber er stockte bereits, als der Richter fragte: Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt oder verschwägert?

Nein, daß heißt — ich —, stotterte Werner.

Der Vorsitzende sah ihn etwas überrascht an. Sie sind also nicht verwandt mit ihm. Sie sind bei ihm erzogen worden.

Ja. Ich war auch mit der Tochter so gut wie verlobt.

Werner hatte das Gefühl, als wenn er sich nach Toni umschauen müßte, aber der Richter hielt ihn mit Blicken fest und fragte erstaunt: Sie waren verlobt? Sie sind ja kaum zwanzig Jahre alt. Wann war das denn?

Vor anderthalb Jahren.

Die Gesichter der Herren am Richtertisch verloren ihren ernsten Ausdruck. Im Zuschauerraum wurden Witze gemacht, man lachte dort, so daß der Vorsitzende zur Ruhe mahnen mußte.

Werner fühlte sich entsetzlich verlegen. Was mochte wohl Toni empfinden? Verstohlen wandte er sich jetzt doch nach ihr um. Sie saß da und schaute starr vor sich hin, sehr blaß war sie geworden.

Sie sind also jedenfalls genau bekannt mit der Familie Tiel und den Verhältnissen dort im Hause? fuhr der Vorsitzende im Verhör fort.

Ich war mehrere Jahre als Pflegesohn bei ihnen und bin den Leuten zur Dankbarkeit verpflichtet, erwiderte Werner.

Der Vorsitzende nickte. Aber das darf Sie keineswegs abhalten, uns jetzt hier die volle, uneingeschränkte Wahrheit zu sagen. Haben Sie bemerkt, daß Tiel zu Gewaltthätigkeiten neigte, insbesondere, daß er seine Frau schlecht behandelte?

Werner gab über Tiel im allgemeinen kein ungünstiges Zeugniß ab. Das Verhältniß zu seiner Frau sei allerdings stets gespannt gewesen. Stets habe Streit in der Ehe geherrscht, die Schuld treffe keinesfalls die Frau. Zeuge einer direkten Mißhandlung der Frau sei er nie gewesen.

Werner durfte zurücktreten und Platz nehmen. Als er sich den Zeugenbänken näherte, nickte Toni ihm leise zu, ihr Gesicht blieb ernst.

Frau Tiel erschien viel erregter als ihre Tochter. Ihre Miene war finster, ihre Augen ruhten durchbohrend auf Werner, und als dieser sich gesetzt hatte, erhob sie sich, trat zu dem Vertheidiger ihres Mannes und verhandelte leise mit ihm.

Frau Tiel wünscht jetzt doch Zeugniß abzulegen, Herr Präsident, sagte nach einer Weile der Vertheidiger. Von unserer Seite wird kein Werth auf die Vernehmung der Zeugin gelegt.

Der Staatsanwalt erhob sich und beantragte die Vernehmung. Die Richter und Beisitzer steckten die Köpfe zusammen, dann wurde Frau Tiel vorgerufen. Sie wurde nicht vereidigt, aber ermahnt, trotzdem die lautere Wahrheit zu sagen.

Das will ich. Ich werde endlich die Wahrheit sagen, antwortete die Frau, in deren ganzem Wesen sich ein fester Entschluß kund gab.

Der Angeklagte machte eine Bewegung, die aller Blicke auf ihn lenkte. Er saß da vorgebeugten Leibes, die Hände um die Schranke gekrallt, und stierte mit wüthenden Blicken sein Weib an, das sich indes nicht einschüchtern ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Ueberraschung.

Gast: „Das ist stark! Erst verliert der Fremde zwei Dollar im Kartenspiel an mich, die er nicht bezahlt, und dann drückt er sich auch noch heimlich und überläßt mir das Berichtigen der Zeche. Wie konnten Sie den Kerl überhaupt gehen lassen?"

Wirth: „Ich hab' gedacht, der gehört zu Ihnen, er hat doch auch Ihren Schirm mitgenommen!"

Geringe Leute

Roman von Dora Hohlfeld.

(Fortsetzung.

Die gute Frau Schlüter zahlte seit einem Monat Frau Lauktötter die Miethe, ohne daß es Brinkmanns ahnten.

Setta lief aus Apothekers Garten, gradaus. Sie wußte selber nicht, was sie dachte, doch sie wollte Druta helfen. Wer sie vorüberlaufen sah, mußte sich wundern, böse Blicke folgten ihr. Sie erblickte niemand, eilends erreichte sie das alte Jagdschloß.

„Ich muß in die Stadt nach dem Gerichte", sagte Setta zu ihrer Mutter. Da erhob sich Elise, um sie zu begleiten, traftlos sank sie in ihre Kissen zurück; es war ja ganz unmöglich, sie konnte nicht auf ihren Beinen stehen. Nun brauchte Setta Brinkmann weder Postkutsche noch das Gespann aus der Gastwirthschaft; sie empfahl ihre Mutter dem Schutze der uralten Müllers, nahm auf einige Stunden Abschied und schickte sich an, zu Fuß den Weg zur Stadt zurückzulegen.

Nichts rührte sich über Setta Brinkmann, als sie auf der sandigen Landstraße so dahinschritt. Dann begann der Himmel sich zu regen, Wolken jagten über ihr, Raben flatterten, laut und leise furrte der Wind.

Unweit der Stadt saßen schwarze Vögel zu Hunderten auf der Schuttablagerungsstätte, ein einziger Baum stand dort, dessen kahle Aeste erfüllten sie voll, wie schwere Früchte. Als sich Setta Brinkmann näherte, erhoben sie sich trächzend, flatternd. Ueber ihr, hinter ihr, vor ihr diese traurig schwarzen Vögel — dann erblickte sie die Kreisstadt.

Nicht lange durfte sie zwischen freundlichen Häusern wandeln, in der Vorstadt erhebt sich nüchtern ein Backsteinbau, das Gerichtsgebäude mit seinen Nebenbauten.

Man wies Setta dort in eine Schreiberstube; neugierige, frecke und mitleidige Blicke streiften sie; lange Zeit mußte sie warten. Dann führte man sie zu dem jungen Untersuchungsrichter, der ihre Zeugenaussagen vernehmen wollte.

Er war plump gebaut, hatte ein rothes gutmüthiges Gesicht und saß in Hemdärmeln. Eilends schlüpfte er in seinen dunklen Rock, als das feine Mädchen eintrat. Ein ganz eigenartiger häßlicher Gesichtsausdruck veränderte ihn — er konnte keine fein gebauten schlanken Leute leiden, und mancherlei Gedanken kreuzten die große kraftlose Masse seines Hirns, als das junge Mädchen in natürlicher Weise vortrug, was der gefangenen Druta Wilm von Nutzen sein konnte.

„Sie sind das uneheliche Kind der Elise Brinkmann und wohnen im Armenhause?" fragte der junge Richter. „Schon vorbestraft?"

Ein noch jüngerer Mann hatte Platz genommen, ein Referendar. Dann trat ein Schreiber ein, Setta Brinkmanns Aussagen zu Protokoll aufzunehmen. Von oben bis unten betrachtete der Referendar ihre schöne Gestalt, unmerklich lächelnd.

Setta erröthete dunkel; sie wollte das Haupt stolz erheben, als sie bejahte und verneinte, doch sie sank in sich zusammen; dann blickte sie stahlhart und stolz. Ihre Angaben wurden niedergeschrieben.

Wieder dachte der plumpe Richter allerlei. Diese Person wurde schon lange polizeilich beobachtet, ohne daß sie es wußte, sie war zu gleicher Zeit mit Druta Wilm verdächtigt worden, aber man hatte noch keinen positiven Anlaß gefunden zu ihrer Verhaftung. Sie trieb im Stillen Kurpfuscherei, in der Wilmschen Wohnung hatte sich ein verdächtiges medizinisches Werk gefunden über Frauenleiden, das ihr gehörte. Von der Handschrift dieser Setta Brinkmann hatte man Briefe gefunden, die an Druta gerichtet waren, und nun war die Freundin der Gefangenen hier und erklärte, mit ihr gemeinschaftlich die Kindesleiche verborgen und verhehlt zu haben. Die Untersuchung der Leiche würde weiteres ergeben. Der junge und der noch jüngere Mann prüften sachlich das junge Mädchen, das vor ihnen stand, sie gehörte zu den Raffinirten, das war keine Frage, denn sie schien nicht dumm, hier hatte sich ein Vogel in seiner eigenen Falle gefangen. Bei den jungen Männern war kein Zweifel mehr, die Wilm hatte das schwächliche Kind verhungern lassen, um es zu beseitigen, und die Brinkmann suchte es zu verhehlen.

„Kennen Sie diese Handschrift?" fragte der Untersuchungsrichter und zeigte Setta einen Brief, der nicht mit Namen unterzeichnet war. An das Gericht adressirt, machte ein Ungenannter Mittheilung davon, daß Gertrud Wilm mit Beihilfe von Setta Brinkmann das uneheliche Kind der ersteren getödtet und verborgen hätte. Der Brief kam aus dem Dorfe.

Setta erkannte nicht diese Handschrift, die ausgeschrieben und korrekt erschien, und sie konnte nicht fassen, was sie gelesen hatte. Doch etwas Dunkles, Schweres stieg vor ihr auf, Uebelkeit ergriff sie. Klar sah sie ein Bild: Gabriel Lindner, wie er im Walde jenen Fluch ausgerufen; hinter ihm stand in ihren schönen Kleidern die Stern.

Unwillkürlich senkte das halb bewußtlose Mädchen das Haupt.

„Es ist am besten und erleichtert uns allen die Situation", sagte der Richter, „wenn Sie anstatt Ihrer ersten Angabe, ein reumüthiges Geständniß ablegen, zumal die Gefangene Wilm vorläufig noch Krankheit heuchelt."

Nun erwachte Setta. Ihre Augen wurden groß und flammend, ihre Gestalt hoch. Beide Herren änderten ihren Gesichtsausdruck.

„Gertrud Wilm wird angegeben haben, daß das Kind in Gegenwart einer Reisegefährtin gestorben ist", sagte Setta, „was ich zu sagen habe, ist gesagt."

Sie schickte sich an, die Gerichtsstube zu verlassen. Zwei Männer traten in die Stube.

„Ich muß Sie zurückbehalten und vorläufig als Untersuchungsgefangene einliefern", sagte der Richter, „es ist nicht mehr zu umgehen."

„Mann", schrie Setta Brinkmann, „Mann, ich kam, um Gerechtigkeit zu finden, besinnen Sie sich doch, soll denn Hohn und Spott werden, was ihr Amt ist? O, besinnen Sie sich doch!"

Die Adern auf Settas Stirn schwollen an, ihre Hände ballten sich, es war, als wollte sie sich auf den Richter stürzen. Nun war sie erkannt, ihr Charakter trat zutage.

Die Herren wechselten Blicke.

„Führen Sie die Untersuchungsgefangene in das Gefängniß", sagte der Richter.

Setta dachte an ihre Mutter. — Plötzlich mußte sie bitterlich lachen. Dann kam er über sie, der Gedanken- und Wortreichthum, der aus geheimnißvoller Tiefe kam, und sie redete.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Grenzfestung Metz.

Erinnerungen und Eindrücke von Rudolf Cronau.

Abermals ist über das deutsche Volk, über unser geliebtes altes Vaterland, eine eiserne Zeit hereingebrochen, eine Zeit, wo die Kräfte jedes Einzelnen auf das äußerste angespannt werden müssen und die denkbar höchsten Opfer an Gut und Blut gefordert werden. Ebenso wie vor hundert Jahren, als die deutschen Stämme unter Preußens Führung sich erhoben, um in gewaltigem Ringen die Zwangsherrschaft Napoleons abzuschütteln.

Aber noch weitaus gewaltiger als damals braust heute der Heerruf durch Deutschlands Gauen. Das durch Napoleon in Fetzen zerrissene Land wurde während des 19. Jahrhunderts durch die Macht der Nothwendigkeit, durch die unermüdliche Hingabe und Thatkraft der edelsten Patrioten und hervorragendsten Staatsmänner, durch Blut und Eisen zu jenem festen Reich, zu jenem starken Bau zusammengefügt, der wohl imstande sein mag, dem furchtbaren Unwetter zu trotzen, das von allen Seiten hereinzubrechen droht. Und in vollem Vertrauen auf diese Stärke, in Zuversicht auf seine gerechte Sache zieht Deutschland in den ihm aufgezwungenen Kampf. Weiß es doch am Steuer des wogenumbrandeten Staatsschiffes einen echten Nachkommen jenes Friedrichs des Großen, der unter gleich schwierigen Verhältnissen die ihn zu erdrückenden drohenden Feindesheere sieben Jahre lang in Schach zu halten wußte und ihnen schließlich doch den Sieg abgewann.

Man hat über Kaiser Wilhelm II. seit seiner Thronbesteigung ganze Meere von Tinte geschrieben. Man hat sich bemüht, seinen Charakter zu analysiren und nach allen Richtungen hin zu zergliedern. Man hat ihn bald als „War Lord" verschrien, bald als den Schirmherrn des europäischen Friedens gepriesen. Volle sechsundzwanzig Jahre hindurch hatte die Welt Gelegenheit, Kaiser Wilhelm den Zweiten in der letzterwähnten Eigenschaft als einen Bewahrer des Friedens zu bewundern, der zu keiner Zeit seiner langen Regierung es an aufrichtigen Bemühungen fehlen ließ, Europa die Segnungen des oft bedrohten Friedens zu erhalten. Den Ernst der dem gleichen Endziel geltenden gewaltigen Anstrengungen der vergangenen Wochen können nur Solche verkennen, die durch fanatischen Rassenhaß zu klarem Urtheil und gerechtem Zugeständniß völlig unfähig geworden sind. —

Die über Nacht hereingebrochenen Ereignisse der letzten Tage geben der Welt nun auch Gelegenheit, Kaiser Wilhelm den Zweiten als Kriegsherrn kennen zu lernen. Daß er als solcher kein zaghafter Zauderer, sondern ein Mann von Entschlossenheit ist, beweist die Thatsache, daß er, sobald seine Bemühungen zur Aufrechterhaltung des Friedens sich als vergeblich erwiesen, keinen Augenblick zögerte, durch blitzschnelles Handeln den Feinden zuvorkommen und den Krieg in deren eigene Länder zu tragen. Wer die Regierungszeit dieses Hohenzollern mit offenen Augen beobachtete, wird seine kriegsmännische Tüchtigkeit, seinen strategischen Scharfsinn und seinen staatsmännischen Weitblick auch aus tausend anderen Dingen erkennen können. Seinem unablässigen Drängen verdankt das Deutsche Reich jene starke Wehr, ohne die es heute rettungslos verloren sein würde. Durch seine rastlose Arbeit wurde jene imposante Flotte geschaffen, die heute unter den Flotten der Großmächte die zweite Stelle einnimmt und wohl imstande sein dürfte, den Schutz der deutschen Küsten zu übernehmen. Seiner Initiative entsprang der seiner Zeit bitter verspottete, heute als genial anerkannte Gedanke, das englische Helgoland unter großen Opfern zu erwerben und in ein deutsches Gibraltar zu verwandeln, das die Versuche feindlicher Flotten, in die Mündungen der Weser und der Elbe einzudringen und die Städte Bremen und Hamburg zu bombardiren, zu einem äußerst gefährlichen, wenn nicht gänzlich undurchführbaren Wagniß machen muß. Unter seiner Regierung wurde jener strategisch so wichtige Kanal vollendet, durch den es möglich ist, die in Ost- und Nordsee verstreuten deutschen Schlachtschiffe binnen weniger Stunden zu einer einzigen mächtigen Flotte zu vereinen. Und seinem Betreiben verdankt Deutschland ferner den Ausbau und die Verstärkung jener gewaltigen Waffenplätze, welche das Vordringen feindlicher Heere über die Reichsgrenzen ungeheuer erschweren, wenn nicht unmöglich machen.

Zweifellos der mächtigste dieser Plätze ist Metz, dem in dem jetzt aufs neue entbrannten Ringen mit Frankreich als Stützpunkt für die in Feindesland rückenden deutschen Armeen abermals eine große Rolle beschieden ist. Dorthin soll uns dieser Aufsatz führen.

Die strategische Bedeutung der zwischen dem Zusammenfluß der Seille und Mosel gelegenen Höhe wurde schon vor mehr als 2000 Jahren von dem gallischen Stamm der Mediomatriker erkannt, der hier eine befestigte Ortschaft besaß, wo zugleich die Götterbilder verwahrt wurden. Deshalb erhielt der Ort von den unter Cäsar einbrechenden römischen Eroberern den Namen Divoburum Mediomatrikorum, „die Götterfeste der Mediomatriker". Von diesem Namen ließ man im Laufe der Zeit die erste Hälfte fallen und kürzte die zweite in „Mettis", woraus das heutige „Metz" wurde.

Zahlreiche im Museum der Stadt Metz geborgene prächtige Architekturreste, Grabmonumente und andere Funde aus der Römerzeit, sowie die Ueberbleibsel einer an 20 englischen Meilen langen Wasserleitung lassen erkennen, daß das römische Mettis ein Ort von Bedeutung war. Im Jahre 486 nach Christo wurde er durch den Merowinger Chlodwig dem germanisch-fränkischen Reiche einverleibt. Später herrschten hier König Pippin und Kaiser Karl der Große. Dann, im Jahre 843, wurde im Theilungsvertrage von Verdun das Metzer Land dem König Lothar zugesprochen und zur Unterscheidung von zwei anderen Theilländern „Lotharingia" getauft, ein Name, der noch heute in der Bezeichnung „Lothringen" fortlebt.

Die fernere Geschichte von Metz ist überaus wechselreich und interessant. Bald gehörte die Stadt dem westfränkischen, bald dem ostfränkischen Reiche an. Von 911 bis 1552 bildete sie einen Bestandtheil des Deutschen Reichs, stand aber bis 1383 unter dem Krummstab der Bischöfe, die Metz stark befestigten und auch das großartigste Bauwerk, die gothische Kathedrale, aufführen ließen. Im 14. Jahrhundert verpfändeten die geldbedürftigen Bischöfe ihre Hoheitsrechte an die Patrizier und bürgerlichen Behörden, und als sie die empfangenen Summen schuldig blieben, verwandelte Metz sich in eine bürgerliche Republik und wurde zu einer freien Reichsstadt, in der die Kaiser nur eine Scheinautorität besaßen. Es spricht für die damalige Bedeutung der Stadt, daß hier zweiglänzende Reichstage abgehalten wurden, um in den Grenzlanden die Achtung vor dem Kaiser und das Vertrauen auf das Reich zu beleben und zu stärken. Auf dem im Jahre 1356 abgehaltenen Reichstag wurde hier die berühmte „Goldene Bulle", ein für das ganze deutsche Reich gültiges Grundgesetz, feierlich verkündigt.

Von den deutschen Kaisern nur ungenügend unterstützt, mußte die freie Reichsstadt zahllose blutige Fehden mit den Herzögen von Lothringen und den französischen Königen bestehen. Durch Verrath fiel sie den letzteren im Jahre 1552 in die Hände und wurde nach dem Dreißigjährigen Kriege im Frieden von Münster vom Jahre 1648 als französischer Besitz anerkannt. Von seiner früheren Bedeutung sank Metz unter französischem Regime zu einer todten Provinzstadt herab. Seine Bevölkerung verminderte sich von 60,000 auf 20,000 Köpfe. Größere Wichtigkeit erlangte der Ort erst wieder, als unter der Leitung der berühmten Ingenieure Vauban, Carmontaigne und Belle-Isle Metz zu jener starken Festung umgewandelt wurde, die als uneinnehmbar galt und thatsächlich bis heute niemals mit Waffengewalt genommen wurde. Die deutschen Heere, welche in den Jahren 1814 und 1815 nach Frankreich zogen und Napoleon I. zur Abdankung zwangen, mußten sich damit begnügen, Metz zu blockiren. Das gleiche thaten bekanntlich die Heerführer des Jahres 1870, nachdem sie unter dem Oberbefehl des Marschalls Bazaine stehenden „Rhein-Armee" den Rückzug nach Paris abgeschnitten und sie durch eine Reihe überaus blutiger Schlachten gezwungen hatten, in Metz Zuflucht zu suchen.

Es war in jenem für Deutschlands Waffen so ruhmreichen Jahre, wo ich Metz zum erstenmal betreten konnte. Wenig mehr als 15 Jahre alt, war ich, nachdem beim Ausbruch des Krieges mein Angebot, als Freiwilliger oder Krankenträger mitzuziehen, meiner Jugend wegen mit Dank abgelehnt worden war, zu Fuß von Düsseldorf über Köln, Coblenz, Trier und Saarbrücken zum Kriegschauplatz gewandert und glücklich bis zu der Metz umschließenden Belagerungsarmee gelangt. Mich als Krankenträger und in tausend anderen Beschäftigungen nützlich machend, durchlebte ich mit den deutschen Truppen jene nur selten von schönem Wetter begünstigte, desto häufiger dagegen durch Regengüsse unterbrochene Reihe von 70 langen Tagen, die sowohl für die Eingeschlossenen wie für die Belagerer die furchtbarsten Unzuträglichkeiten mit sich brachten. Den berühmten Ausspruch Sherman's: „War is hell" sah ich hier in seiner ganzen furchtbaren Bedeutung verwirklicht. Krankheiten und Mangel herrschten sowohl außerhalb wie innerhalb der Festung. In der letzteren nahm die Noth endlich einen solchen Umfang an, daß die Kapitulation nicht länger verzögert werden konnte. Am 27. Oktober wurde sie auf dem südlich von Metz gelegenen Schlößchen Frescaty unterzeichnet. Damit geriethen 167,000 französische Soldaten, 600 Offiziere, sowie 20,000 nicht beförderungsfähige Kranke und Verwundete in Gefangenschaft.

Zwei Tage später zog ich mit den Truppen des „rothen Prinzen" in die gefallene Stadt.

War ich schon während der Belagerung durch den Anblick der verbrannten Ortschaften, zerstampften Felder, blutgetränkten Verbandsplätze und Berge von Leichen aufs tiefste erschüttert worden, so erregten die in Metz sich darbietenden Bilder förmliches Entsetzen. Die die Stadt umschließenden Wassergräben waren gefüllt mit den verwesenden Leichen und Kadavern getödteter Menschen und Pferde. Haufenweise lagen weggeworfene Waffen umher. Ueberall zerstörte Mauern, Wälle, Stadtthore und Häuser. Und auf allen Gesichtern die tief eingegrabenen Zeichen unsäglicher Noth und bitterster Entbehrung. Jedes unversehrt gebliebene Haus, jedes öffentliche Gebäude, jede Kirche erwies sich als ein Hospital, gefüllt mit stöhnenden Kranken, Verwundeten und Sterbenden.

Angesichts dieses ungeheuren Elends drängte sich mir wieder und immer wieder die Frage auf, ob es der Zeit jemals gelingen werde, die furchtbaren Wunden zu verwischen, die der Krieg dieser Stadt geschlagen hatte.

* * *

Seit jenen schreckenerfüllten Tagen waren über vierzig Jahre verflossen, als der in Metz bestehende Verein für Erdkunde mich einlud, vor seinen Mitgliedern einen Vortrag zu halten. Dadurch wurde mir Gelegenheit geboten, die alte Hauptstadt Lothringens zum zweitenmal zu besuchen und mich mit eigenen Augen von jenem gewaltigen Aufschwung zu überzeugen, den nach Hörensagen die Stadt unter deutscher Herrschaft genommen habe.

Von Saarbrücken kommend, trug mich die Bahn über dieselben Gefilde und durch die gleichen Städte und Ortschaften, die ich vier Dezennien zuvor an der Seite schwerbewaffneter Regimenter durchzogen hatte. Welch ein Gegensatz zwischen damals und heute! An Stelle der zerstampften Felder und in Ruinen liegender Ortschaften begrüßten mich wohlgepflegte, mit keimendem Grün bedeckte Auen, blühende Dörfer und betriebsame Städte, wo nur einige Denkmäler an die entsetzlichen Kriegsstürme vergangener Jahre erinnerten. Die Zeichen sichtlichen Wohlstandes mehrten sich, je mehr der eilende Zug sich der Stadt Metz näherte. Tausend Erinnerungen wurden in mir wach. Da lagen die Dörfer Laquenexy und Courcelles-sur-Nied, vor deren Ruinen ich damals wochenlang in regendurchnäßtem Biwak gelegen hatte. Jetzt grüßten die beiden Dörfer gar einladend herüber. Aber noch größer ward mein freudiges Staunen, als bald darauf der Zug in den im Jahre 1908 eröffneten Hauptbahnhof von Metz einfuhr, einen in romanischem Stil gehaltenen Prachtbau, der jeder Großstadt zur Zierde gereichen würde. Schwer gewappnet und den scharfen Blick ernst gen West gerichtet, hält die Wiederholung eines uralten deutschen Wahrzeichens, ein steinerner Roland, an dem prächtigen Bau die Wacht.

Vom Bahnhof gelangte ich zum stattlichen Kaiser Wilhelm Ring, der sich mit seinen Rasen- und Baumanlagen, mit seinen prächtigen Hotels und Wohnresidenzen über denselben Stellen hinzieht, wo im Jahre 1870 tiefe Wassergräben und gewaltige Wälle den Zugang zur Stadt wehrten. Von den damaligen Befestigungen steht nur noch das Thor, durch welches am 29. Oktober 1870 Prinz Friedrich Karl seinen Einzug in die Festung hielt. Gleich nördlich von demselben liegen mächtige Kasernen, Zeughäuser, Proviantmagazine, Exerzierplätze, die Gebäude des Generalkommandos, deren riesige Ausdehnung aufs unzweideutigste bekundeten, daß die militärische Bedeung von Metz sich seit 1870 in ungeheurer Weise gesteigert hat.

Wenn betreffs dieser Thatsache irgend welche Zweifel in mir bestanden hätten, so wären dieselben sicherlich angesichts der kolossalen Truppenmassen geschwunden, welche sämmtliche Straßen und Plätze erfüllten.

Ich war am Vorabend von Kaisers Geburtstag eingetroffen, der auf diesem vorgeschobensten Militärposten Deutschlands stets in besonders eindrucksvoller Weise gefeiert wird. Als die Dunkelheit hereingebrochen war, begannen die Straßen von dem mächtigen Widerhall des großen Zapfenstreichs zu erdröhnen, der von den vereinten Kapellen sämmtlicher in und um Metz kantonirten Regimenter ausgeführt wurde. Und kaum begann der Festtag zu dämmern, so weckte mich das scharfe Knirschen benagelter Soldatenstiefel auf hartem Straßenpflaster und das unaufhörliche „Tramp! Tramp!" marschirender Regimenter, die in voller Rüstung und mit fliegenden Fahnen zum Paradeplatz zogen. In schier endlosen Kolonnen rückten Truppen aller Waffengattungen, Infanteristen, Dragoner, Kürassire und Kanoniere, um sich an Ort und Stelle zu einem ganzen Heer zusammenzuschließen, dessen unvergleichlich großartiger Anblick jedes Soldatenherz mit Begeisterung erfüllen mußte.

Mit Speeren und Keulen bewehrte gallische Streiter, mit Kurzschwertern und Wurfspießen ausgerüstete römische Kohorten, zweischneidige Langschwerter führende Franken, Armbrust und Hellebarden tragende Landsknechte, mit Chassepotgewehren bewaffnete französische Rothhosen haben auf der gleichen Stelle gestanden. Aber solche schneidige Soldaten, wie sie hier an jenem wolkenlosen Januar-Morgen gleich unbeweglichen, schimmernden Mauern hielten, sah dieser Platz sicherlich nie. Und als nun, von sämmtlichen Militärkapellen intonirt, in gewaltigen Akkorden das Jubellied erklang:

Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands!
Heil, Kaiser, dir!

da wallte jedes deutsche Herz in Stolz und heller Begeisterung empor.

Während der folgenden Tage bot sich mir sattsam Gelegenheit zu bewundern, was deutsche Intelligenz, deutscher Fleiß und deutsche Thatkraft seit 1870 in und um Metz geschaffen haben. Die alten Mauern, Wälle und Gräben, welche damals die Stadt beengten, sind bis auf geringe Reste verschwunden und haben schönen, baumgeschmückten Promenaden Platz gemacht. Prächtige Gebäude erheben sich allenthalben. In den Straßen pulsirt reges Leben, denn Metz hat heute eine weit stärkere Bevölkerung, als je zuvor. Den Fremden laden zahlreiche Sehenswürdigkeiten, der großartige Dom, das an wundervollen Funden reiche Alterthumsmuseum, eine kostbare Gemälde- und Münzsammlung, wohlerhaltene Bauwerke und befestigte Thore des Mittelalters usw.

Der Stolz der Stadt ist aber die Esplanade, eine mit herrlichen Denkmälern und Zierbrunnen geschmückte Parkanlage, von der aus sich ein entzückender Ausblick über das Moselthal und die im Westen aufsteigenden Höhenzüge darbietet.

Welch schönes, welch herrliches Land! Rebenumrankt liegen die Hänge der Moselberge. Mit zartem Grün übersponnen breiten sich Felder, Wiesen und Gärten. Aus Hainen von Kastanien- und Nußbäumen leuchten liebliche Dörfer. Aus stillen Parks schimmern entzückende Villen und Schlößchen. Und über all diese Pracht streckt die in Erz geformte Reiterstatue Kaiser Wilhelms I., des Wiedergewinners des verlorenen Kleinods, schützend die Hand.

Unweit seines Monuments erhebt sich die Reiterfigur des „rothen Prinzen". Die Augen von buschigen Brauen beschattet, erscheint er in seiner Husarenuniform als jener kühne, entschlossene Soldat, der er in Wirklichkeit war. Streng, fast drohend im Ausdruck, ist er eine Verkörperung des Kriegsgottes, der ihn auf diesen blutgetränkten Gefilden zu so manchen Siegen führte. Er blickt hinüber zu jenen Schlachtfeldern, deren Namen aller Welt bekannt sind: Gravelotte, Gorze, Rezonville, Mars la Tour, St. Privat, Amanweiler, Vionville und viele andere wo jene Helden zur ewigen Ruhe gebettet wurden, die beim Rollen der eisernen Würfel vom Tod hinweggerafft wurden.

Vierundvierzig Jahre lang haben sie in Frieden schlafen können. Jetzt aber dröhnt über ihren Gräbern aufs neue die Kriegstrompete, und der Boden erbebt wieder unter dem schweren Schritt deutscher Regimenter, die dem Feinde entgegen westwärts marschiren.

Ihnen nach winken die deutschen Fahnen. Sie flattern über den seit 1870 außerordentlich verstärkten und vermehrten Forts, welche das Metzer Land beschützen und die Namen jener Heerführer tragen, die einst auf diesen Feldern für Deutschland glorreiche Siege gewannen: Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Manteuffel, Voigts-Rhetz, Göben, Alvensleben, Mannstein, Kamecke, Zastrow u. A.

Diesen leuchtenden Namen wird die Geschichte neue hinzuzufügen haben. Denn wie immer das jetzt entbrannte furchtbare Völkerringen enden mag, so wird der Welt doch offenbar werden, daß das deutsche Volk auch heute noch Helden hervorbringt, die für deutsche Ideale, für deutsche Ehre und für ihr geliebtes Vaterland zu kämpfen und zu sterben wissen.